

# A Trun sut igl Ischi

Autor(en): **Maissen, Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **9 (1967)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-551013>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

### Über die Heide

Über die Heide hallet mein Schritt;  
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbst ist gekommen, Frühling ist  
weit —  
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geistern umher;  
Schwarz ist das Kraut und der  
Himmel so leer.

Wär ich hier nur nicht gegangen  
im Mail  
Leben und Liebe — wie flog es  
vorbei!

Rückwärts gewandt waren auch die frühen Novellen. Sie zeigen zarte, müde gewordene Menschen, die es nicht verstanden haben, das Glück zu fassen, das nun weit verloren zurück geblieben ist. Ihre sittliche Unanfechtbarkeit aber, ihr stiller, der Pflicht abgeringener Sieg zwingt uns Achtung ab, und dem stillen Leser teilt sich die Verzauberung mit, die durch das Ahnenlassen eines noch nicht ausgegebenen Reichtums entsteht. Diese erste Novellistik ist dem lyrischen Schaffen verwandt, zart, zurückhaltend, in verhaltenen Bildern erzählend.

Storms Meisternovellen entstanden erst nach 1870. Er hat jetzt eine große innere Selbständigkeit und künstlerische Sicherheit erreicht. Das eigene Schicksal und noch mehr das Erlebnis der bewegten Zeit haben ihm den Sinn für das Tragische geschärft. Seine Äußerungen über das Wesen des Tragischen sind bekannt: «Die Leute wollen für die Tragik Schuld, d. h. speziell eigene Schuld des Helden und dann Buße. Das ist aber zu eng, zu juristisch. Wir büßen im Leben viel öfter für die Schuld des Allgemeinen, wovon wir ein Teil sind, für die der Menschheit, des Zeitalters, worin wir leben, des Standes, in dem wir oder mit dem wir leben, für die Schuld der Vererbung des Angeborenen und für die entsetzlichen Dinge, die daraus hervorgehen, gegen die wir nichts vermögen, für die unüberwindlichen Schranken. Wer im Kampfe dagegen unterliegt, das ist der echte tragische Held.»

In der Darstellung solcher kämpfend untergehenden Gestalten werden seine Novellen profiliert und dicht, besonders da er jetzt auch die allergrößte Sorgfalt auf die Formgebung verwendet.

Unter den letzten Novellen leuchten vor allem «Viola Tricolor», «Aquis submersus», «Carsten Curator», «Eekenhof» als echte Perlen. Unvergessliches Geschenk aber bleibt seine letzte Arbeit — «Der Schimmelreiter», die Geschichte des jungen Deichgrafen, der im Kampfe gegen die gewaltigen Kräfte der Natur und den Aberglauben und Unverstand der Menschen den Tod findet.

Wenige Wochen nachdem der Dich-

ter diese Novelle vollendet hatte, starb er am 4. Juli 1888 in seinem acht Jahre vorher im abgelegenen, wälderreichen Hademarschen erbauten Haus. Er hat den Seinen viel ungeschickte und oft nicht recht zum Ausdruck gekommene Liebe geschenkt. Der Welt hat er ein Beispiel gerader, stiller, aber entschlossener Männlichkeit gegeben und die Menschen mit einer Handvoll lebensinniger Lieder beglückt. Der Literaturgeschichte hat er durch seine späten, geschlossenen Novellen, die ganz nahe bei der Tragödie stehen, belebende Wirkungen mitgeteilt, die nachweisbar bleiben bis in die Gegenwart hinein.

*Einige Gedanken zum 100. Todestag von Gion Antoni Huonder*

## A Trun sut igl Ischi

*Von Alfons Maissen*

Das Gedicht «*La Ligia grisca*», das wie kaum ein zweites zum populären bündnerischen Volksgut zählt, schrieb Gion Antoni Huonder anfangs der sechziger Jahre in Ilanz; auf seinen

aufgeführt. Das Gedicht zeichnet sich durch Vollendung des Ausdrucks, durch eindrückliches Ebenmaß aus. Wie ein solches Gedicht ohne seinesgleichen zu dieser Zeit entstehen konnte, bleibt ein Rätsel.

Gion Antoni Huonder wurde am 18. November 1824 in Segnas geboren, besuchte die dortige Schule, erteilt vom Kaplan. Weiteren Unterricht erhielt der aufgeweckte Knabe an der katholischen Kantonsschule, die damals im Kloster Disentis untergebracht war. Schon hier tat er sich hervor in den Sprachen, in Deutsch und Lateinisch. 1842 besuchte er die katholische Mittelschule in St. Gallen, und aus diesem Jahre stammt die in deutscher Sprache abgefaßte Ballade Arnold von Winkelried. Ein längerer Brief an seinen Bruder Stiafen (21. 3. 1844) zeugt von seiner geistigen Reife und von seinen außerordentlichen stilistischen Fähigkeiten. 1844–1847 studierte er an der Universität besonders Sprachen und Literaturen. Nach späteren Berichten seiner Mitschüler war Huonder ein unternehmungslustiger, fleißiger und sehr guter Schüler.

Im Februar 1848 begibt sich Huonder nach Paris, erlebt dort die Februar-Revolution, beschreibt sie in



Streifzügen am Piz Mundaun wurde es ersonnen. Die Vertonung durch den bekannten Musiker Ignaz Heim datiert vom Jahre 1864. In diesem Jahr wurde es mit großem Erfolg von der Ligia Grischa im Berner Münster

Briefen recht eindrücklich. Nicht nur die Berge am jungen Rhein, sondern vor allem seine Braut, Onna Amstad von Beckenried, lockt ihn unwiderstehlich in seine Heimat zurück. Auf der Suche nach einer Anstellung übernimmt er Mitte August 1848 in Chur in der «Hofkellerei» die Redaktion der romanischen Zeitung «*Il Romontsch*», die nur bis Jahresende erscheint. Am Neujahrstag 1849 – Huonder ist fünf- und zwanzigjährig – wird er beauftragt, überstürzt die erste Nummer einer neuen romanischen Zeitung, des «*Igl amitg dil pievel*», zu redigieren, um einem liberalen Blatt zuvorzukommen. In dieser Neujahrsnacht schreibt Huonder allein die erste Nummer, die plangemäß am 2. Januar erscheint. Dieser Einsatz – die Beiträge werden als ausgezeichnet bewertet – bezeugt in hohem Maße seine journalistischen und schriftstellerischen Fähigkeiten. Es erscheint deshalb der Nachwelt unerklärlich, weshalb G. A. Huonder Chur verläßt, seine Tätigkeit aufgibt, sich eine Zeitlang in Beckenried aufhält und dann in Altdorf das Gasthaus «Zum Tellen» in Pacht nimmt. Huonder war aber alles andere als Wirt und Geschäftsmann, und obwohl die Eltern seiner Frau in Beckenried Besitzer des Hotels «Adler» waren, konnte das Gasthaus in Altdorf nicht gehalten werden. 1858 übernimmt die Familie die Pension «Zur Bierbrauerei» im Welschdörfli zu Chur. Über diese Churer Zeit ist nichts bekannt und auch nicht ersichtlich, weshalb Huonder im Jahre 1860 das Hotel «Oberalp» in Ilanz übernimmt, das er nach fünf Jahren wieder aufgeben muß. Nach großen Bemühungen, irgendein Obdach für sich und seine Familie zu bekommen, wählt ihn der Erziehungsrat am 27. Mai 1865 aus 29 Bewerbern als Pedell an der Kantonschule in Chur. Aber auch diese Anstellung konnte er nicht behalten. Er starb am 18. März 1867 im Kreise seiner geliebten Familie, geschwächt durch unsägliche Mühen und Entbehrungen. Er wurde auf dem Hofe beigesetzt.

Die fünf Ilanzer Jahre (1860–1865) scheinen seine glücklichsten gewesen zu sein. Er hatte wieder seine Heimat,

seine Landsleute gefunden, atmete auf und freute sich an der herrlichen Natur als Jäger, als Wirt und Landwirt, als Kutscher, Dichter und Sänger im Chor *Ligia Grischa*. Dieser bestand seit 1852. Für das Eidgenössische Sängerkongress 1864 in Bern schrieb er, wie wir bereits bemerkten, das Gedicht «*La Ligia Grischa*»: *A Trun sut*

*igl Ischi*, komponiert von Ignaz Heim. Der Erfolg im Berner Münster war so unmittelbar, daß entgegen den Anordnungen ein brausender Beifall erscholl. Mit dem 2. Lorbeer und einem wertvollen Pokal kehrten die wackeren Mannen in ihre Heimat zurück. So war das Lied *Huonders* «*A Trun sut igl Ischi*» weitherum bekannt ge-

## Il Pier Luveran.

1.  
*Quei ei mia grepp, quei ei miu trapp,*  
*Chen tschenkel jeu miu pei - ;*  
*Urlau hai jeu vuf de miu bab;*  
*Sai a negin marschei . -*

2.  
*Quei ei miu prau, quei miu clavan,*  
*Quei miu regreps e dretg - !*  
*Sai a negin per quei Dengrau,*  
*Teu sun chen mes il retg.*

3.  
*Quei meps affors, miu agien saun,*  
*De miu car Dieu schengely ; -*  
*Nutrescha quels iun agien paun -*  
*Els Pormen sut miu schy.*

worden. Die begeisterten Berichte verklangen mit der Zeit, und nach dem Tode des Dichters 1867 schien sein Name zu verblassen. Merkwürdig: die «*Gasetta Romontscha*» hat seinen Hinschied nicht zur Kenntnis genommen!

1888, anlässlich des Kantonalen Sängerkongresses in Ilanz, ergriff der Student Pieder Vincenz die Initiative zur Errichtung eines Denkmals für den Dichter Huonder. 1890 wurde es be-

reits in Trun im Schatten des jungen Ahorns eingeweiht unter Mitwirkung von 21 Chören anlässlich des Bezirks-sängerkongresses. Zugegen waren die Frau des Dichters und die Geschwister des Gehrten. Caspar Decurtins hielt die Ansprache, hatte vorher die Gedichte Huonders veröffentlicht, um sie unter die romanische Bevölkerung zu verteilen. Der bekannte Trunser Dichter Dr. G. M. Nay hatte zu diesem Anlaß ein Gedicht zu Ehren Huonders verfaßt. Die Denkmalsinschrift lautet:

## AGL AUTUR DELLA CANZUN

«A Trun sut igl Ischi»  
A. Huonder  
Ils cantadurs sursilvans  
1890

Mit einem einzigen Lied war G. A. Huonder zum Nationaldichter erhoben worden. Diese Ehre war ihm vor allem durch die Sänger erwiesen, indem sie in ihren Chören immer wieder die Worte des Dichters erklingen ließen, in der Heimat und in der Fremde.

Das Gedicht «*A Trun sut igl Ischi*» hatte unmittelbar nach seiner Entstehung ein angemessenes, solides Gewand erhalten, in Bern die Taufprobe sehr gut bestanden. Zwischen 1860 und 1865 war das zweite berühmte Gedicht Huonders entstanden: «*Il pur suveran*», der freie Bauer. Bereits 1901 beklagt sich Caspar Decurtins, daß das großartige Gedicht des freien Bauern noch immer keine passende Weise erhalten habe, wie dies mit der Ligia grischa der Fall gewesen sei. Wie uns Hans Erni am 22. Juli 1957 schreibt, hat ihn Decurtins damals in den Gängen des Großratsgebäudes angehalten, eine Vertonung des «*Pur suveran*» zu versuchen. Erni ließ nicht lange auf sich warten. 1901 lag die Komposition vor. Sein eigener Chor weigerte sich nach einer ersten Probe, das Lied für ein bevorstehendes Gesangsfest anzunehmen. Widerwillig veröffentlichte Erni das Lied in seiner ersten «*Surselva*» 1905. Nicht im Traume wäre es ihm eingefallen, die Komposition dem gestrengen Gelehrten Decurtins zu unterbreiten. Es brauchte lange Zeit, bis das Lied einigermaßen Fuß fassen konnte. Noch im Jahre 1924, dem hundertsten Geburtsjahr des Dichters, schrieb Prof. Gion Cahannes: «Wann kommt der Tondichter, der imstande ist, den ‚*Pur suveran*‘ im Sinn und Geist Decurtins zu komponieren?»

Bei den romanischen Soldaten der beiden Weltkriege aber wurde der «*Pur suveran*», komponiert von Hans Erni, zu dem bevorzugtesten Lied. Es wurde oft von den höchsten Stellen gewünscht. Seinen größten Triumph erlebte das Lied, wie damals

vor hundert Jahren die Ligia Grischa, im Berner Münster als Abschluß des Eidgenössischen Sängereftes des Jahres 1948 in Bern, als es von den vereinigten romanischen Chören unter der Leitung von Walther Aeschbacher gesungen wurde. Als einziger mußte dieser Vortrag wiederholt werden.

Seit einigen Jahrzehnten ersetzt «*Il pur suveran*» in vielen Fällen die mehr sakrale Hymne des Schwurs von 1424 unter dem Ahorn bei der Sankt Anna-Kapelle zu Trun. Bei jeder vaterländischen oder sprachlich-kulturellen Kundgebung ertönt das herrliche Lied des freien Bauern durch die Lande.

Gion Antoni Huonder ist im Jahre 1824 geboren, im Zeichen des Grauen Bundes von 1424. Ist dies ein Zufall? Beide seiner hervorragenden Gedichte sind dem hehren Gedanken der Freiheit und Unabhängigkeit gewidmet. Bei jeder Hundertjahrfeier des Grauen Bundes werden seine Dichtungen an erster Stelle stehen, die beiden klas-

sischen Weisen als Fanale den Weg in das neue Jahrhundert weisen.

1864 hat der Chor Ligia Grischa das Lied des Grauen Bundes «*A Trun sut igl Ischi*» zum erstenmal als Ausdruck der Freiheit auf nationaler Ebene in Bern erschallen lassen. Hans Erni, der erfolgreiche Interpret des freien Bauern, ist 1867, im Todesjahr Huonders, geboren. Der Sängervater Erni läßt mit seinen Tönen die Fackel der Hoffnung auf Freiheit und Gerechtigkeit, die zu Lebzeiten des Dichters nie ganz erloschen war, neu aufleuchten. Die Vertonung Erniss trägt das herrliche Wort des Dichters auf beschwingten Flügeln weiter hinein in die Zukunft.

Das menschliche Schicksal des Dichters Gion Antoni Huonder hat Prof. Gion Cahannes 1924 mit großer Liebe und außerordentlicher Sorgfalt dargestellt. Die beiden kleinen Meisterwerke der romanischen Dichtkunst, «*La Ligia Grischa*» und «*Il pur suveran*», werden den großen Dichter nie vergessen lassen!

*Chronistin bündnerischer Vergangenheit*

## Tina Truog-Saluz

Von Betty Wehrli-Knobel

Vor zehn Jahren, am 29. März 1957, starb nach längerer, im Krankenhaus verbrachter Leidenszeit die in der ganzen deutschsprachigen Schweiz geschätzte Schriftstellerin Tina Truog-Saluz. In ihren Werken leben Wesen, Geist und einfühlsam liebevolles dichterisches Schaffen der Verfasserin des unvergeßlichen «*Peider Andri*», «*Im Winkel*», «*Die vom Turm*», «*Soglio*» u. a. für immer weiter und sprechen auch heute noch sehr direkt und nachhaltend zu uns.

Tina Truog-Saluz besuchte als Tochter eines in Bern ansässigen Bündner Bahningenieurs die dortigen Schulen. In Chur, wohin die Familie später übersiedelte, absolvierte sie das Seminar und erwarb sich das Lehrerinnenpatent. Aufenthalte in Genf und in Florenz schlossen sich an. Sie war 40 Jahre alt, als ihr erstes Werk, die Ge-

schichte eines mutterlosen Engadiner Knaben, eben ihr «*Peider Andri*», im Reinhardt-Verlag in Basel erschien. Das hervorragende Jugendbuch durfte eine erfreulich hohe Zahl von Auflagen erleben. Im selben Verlag, dessen treue Autorin Tina Truog-Saluz wurde, erschien denn auch ihr wohl bestes und bedeutendstes Werk, «*Soglio*», der Roman einer Bündner Familie, darin in sehr gutem Aufbau, in lückenlos spannungsdichter Schilderung ein Mutter-Sohn-Verhältnis die in bündnerischem Ambiente und pietätvoll gewahrter Tradition vor sich gehende Handlung trägt.

Tritt uns im vielgelesenen Buch «*Im Winkel*» das alte Chur in seiner charaktervollen Eigenheit, mit Straßen, Gassen und Häusern bewegter Vergangenheit, den blumengeschmückten Erkerfenstern, den in dicke Hausmauern